

ERINNERUNGEN AN DIE FRÜHZEIT DER JOHANNES GUTENBERG-UNIVERSITÄT:
WEGE EINES MEDIZINSTUDENTEN, DER NACH DER WIEDERERÖFFNUNG DER UNIVERSITÄT SEIN STUDIUM BE-
GANN

von Karlheinz Voss

Mein später Studienbeginn zu Beginn der 50er Jahre war vor allem durch Kriegsereignisse verursacht. Dazu kamen Schulaufnahmetermine und Schuljahresumstellungen, bei denen sich die „Ungnade der späten Geburt“ (im Juli 1928) auswirkte.

Mein Heimatort Straelen am Niederrhein liegt nur wenige Kilometer von der holländischen Grenze entfernt. Nach dem schnellen Vormarsch der alliierten Truppen wurden die Schulen im Spätsommer 1944 geschlossen. Als Schüler wurden wir im sogenannten „Fronteinsatz West“ eingesetzt, um Panzer- und Schützengräben auszuheben und Kurierdienste für Wehrmachtsstäbe zu machen. Dabei wurden wir häufig von feindlichen Tieffliegern beschossen. Schon anderthalb Jahre vorher war ich von der Stadtverwaltung als Polizeimelder berufen worden. Wir mussten im Bunker neben dem Rathaus Telefonverbindungen schalten, Einsatzbefehle der Feuerwehr und der Luftschutzorgane weitergeben, Sirenen schalten und – wenn der Strom ausfiel – hin und wieder mit der Handsirene durch die Straßen laufen. In der Einflugschneise der angloamerikanischen Bomber wohnend, waren wir fast ständig im Einsatz, versuchten aber trotzdem pünktlich zur Schule zu kommen. Der Zug zur Schule wurde häufig von Jagdbombern beschossen, so daß wir schließlich einen Wagen mit Flak angehängt bekamen.

Als im Frühjahr 1944 eine Musterung zur Waffen-SS angekündigt wurde, habe ich mich freiwillig als Offiziersbewerber zur Kriegsmarine gemeldet; im Spätherbst wurde ich zu einer vormilitärischen seemännischen Ausbildung als Offiziersbewerber der Marine nach Glücksburg einberufen. Dort war ich anschließend als Hilfsausbilder tätig, nachdem ich, wenige Tage vor Weihnachten, nach einer dreitägigen strengen Prüfung in Stralsund, endgültig als Offiziersbewerber der Marine angenommen worden war. Meinen Truppenteil am Marinestandort Waren/Müritz habe ich wegen der Kriegsereignisse im April 1945 nicht mehr erreicht. Ich erwähne diese Begebenheit so ausführlich, weil ein bedeutender Schriftsteller vor einiger Zeit von einer ähnlichen Situation berichtete, die allerdings nicht so glücklich verlief.

Zum Studium nach Mainz kam ich, weil der Andrang zum Medizinstudium zu jenem Zeitpunkt besonders groß und im bevölkerungsreichsten Land NRW die Universitäten Köln/Bonn und Münster (in Düsseldorf nur klinische Semester) völlig überfüllt waren; für das Fach Medizin bestanden dort Wartezeiten. Mainz wurde mir von Bekannten empfohlen, da dort die Anzahl der Studenten gering und die „Hörsäle halbleer“ seien. Tatsächlich waren damals in Mainz nur wenig über 3000 Studenten immatrikuliert. Überfüllte Hörsäle habe ich dann erst später in Bonn erlebt. Zur Bewerbung um einen Studienplatz für Medizin war eine Vorstellung beim Dekan der Medizinischen Fakultät erforderlich und das war damals Professor Kliewe, ein sehr freundlicher und sympathischer Mann, zu dem man beim Vorstellungsgespräch in kurzer Zeit sehr großes Vertrauen gewann.

Mainz war zu dieser Zeit sicherlich kein begehrenswerter Studienort. Die Stadt war total zerstört und man konnte über die Trümmer hinweg von der Kaiserstraße bis zum Dom sehen. Schwerste Zerstörungen gab es auch in anderen deutschen Städten, aber während dort schon fleißig geräumt worden war und etwas vom Wiederaufbau zu spüren war, tat sich in Mainz doch recht wenig. Man sagte damals, an dieser Stagnation sei die französische Besatzungsmacht schuld. Ich, der ich aus der damaligen britischen Zone kam, glaubte aber auch einen

Mangel an Motivation zu erkennen. Anders an den Gebäuden der Universität: Die Schäden an der ehemaligen Kaserne, die von Bomben weitgehend verschont geblieben war, wurden insbesondere durch den Einsatz von Studenten bald beseitigt und es wurden durch Umbauten die Voraussetzungen für einen universitären Lehrbetrieb geschaffen. Es fehlte aber der „Geruch“ einer Universität und im Geiste hörte man an vielen Stellen noch das Getrampel von „Knobelbechern“. Wie ein relativ moderner Kasernenbau so ist – er war ja erst im Krieg erstellt worden – war alles sehr nüchtern und schmucklos. Etwas netter war die „Taverna“, ein ehemaliges Offizierskasino. Dort gab es sogar weiß gedeckte Tische, und man konnte nach einer Speisekarte bestellen. Wegen der Preise konnte man sich das aber nur gelegentlich leisten. In der Mensa gab es nur ein Einheitsessen und das war sehr einfallslos. In der Hauptsache ernährten wir uns mit einer Flasche Milch und einem trockenen Brötchen.

In den ersten Jahren waren die Einwohner der Stadt den Studenten auch nicht besonders freundlich zugetan. Sie waren es ja nicht gewohnt, Universitätsstadt zu sein und mit Studenten zu leben. Wir spürten an allen Ecken, dass wir als Fremdkörper empfunden wurden. Daß die Universität ein Aushängeschild und ein Wirtschaftsfaktor sein könnte, haben die Mainzer lange nicht erkannt. Eine Universitätsstadt, von der unsere Väter schwärmten, gab es zu der Zeit nicht. Dazu brauchte es noch viele Jahre.

Natürlich war die Lage auf dem Wohnungsmarkt denkbar schlecht. Wegen der Zerstörungen konnte man in der Stadt selbst kaum eine Wohnung bekommen. Man musste also in die Vororte oder aufs Land, wo viele Studenten froh waren, ein Dach über dem Kopf zu haben, aber teilweise mit Waschgelegenheit und „Plumpsklo“ über den Hof. Es gab natürlich auch ein paar komfortablere Wohnungen. Aber die waren dünn gesät und teuer; der Preis spielte so kurz nach der Währungsreform doch eine erhebliche Rolle. Solche Wohnungen wurden in der Regel auch nur unter Freunden und Verwandten weitergeben. Ich hatte Glück und fand eine Wohnung in einem umgeräumten Wohnzimmer eines Einfamilienhauses im Grünen in Kostheim-Siedlung bei einer fürsorglichen Wirtin, die gegen einen Unkostenbeitrag von 1 DM eine vorzügliche italienische Pasta zubereitete. Und außerdem erwartete sie von mir, am Abend eine Partie Canasta mit ihr zu spielen, was ich natürlich erstmal lernen musste. Aber es ab ein Verkehrsproblem. Die letzte Straßenbahn fuhr um 21 Uhr, die Anschlußverbindungen waren denkbar schlecht. Da ich nicht immer Canasta spielen und auch mal an einem Verbindungsleben teilnehmen wollte, bin ich dann doch schnell wieder auf die linke Rheinseite gewechselt. Nach zwei Fehlversuchen und einem kurzen Abstecher nach Bonn, von dem ich aus Sehnsucht nach meiner jetzigen Frau zurückkehrte, habe ich durch einen Studienfreund auch eine der begehrten Wohnungen gefunden.

Die Vorlesungen in den vorklinischen Semestern liefen in einem eher schulmäßigen Rahmen ab, was wohl auch der damaligen Zeit entsprach. Sei Kriegsende und seit der Wiedergründung der Universität waren nur wenige Jahre vergangen. Viele Professoren kamen aus den deutschen Ost-Gebieten und mussten sich hier fast gleichzeitig zu einem Lehrkörper zusammen finden, und in der zerstörten Stadt eine einigermaßen adäquate Wohnung suchen. Zu dieser Zeit mangelte es ja noch an allen Enden. Aber es waren sehr gute Lehrer, die nach Mainz gekommen waren: Prof. Dabelow in Anatomie I, II, III etc. Entwicklungsgeschichte und Histologie bei Prof. Watzka, einem bemerkenswerten Mann. Die beiden Präparierkurse fanden wegen der Temperaturen nur im Winter statt und zwar im Dachgeschoß des Anatomischen Instituts, wo es dann auch wirklich kalt war. Aber wir waren zu dieser Zeit ja noch ziemlich abgehärtet. Montags trännten uns ständig die Augen, nachdem die zu präparierenden Objekte über das Wochenende im Formalinbad gelegen hatten. Eine gute Bekannte kann seit dieser Zeit keinen Tafelspitz mehr essen. Die vor jedem Wochenende fälligen Testate wurden von Assistenten aber auch von Hilfsassistenten abgenommen, wobei letztere sich häufig darstellen

wollten und die Kursteilnehmer entsprechend „zwiebelten“. Physiologie habe ich bei Prof. Schriever und Physiologische Chemie bei Prof. Lang gehört. Sehr interessant, weil lebhaft und praxisnah war das physiologische Praktikum von Prof. Kreienberg. Prof. Klumb hielt die Vorlesungen und Praktika in Physik, Prof. Troll die in Botanik. Prof. Strassmann sahen wir als freundlichen Nobelpreisträger und freuten uns an seinen interessanten Chemievorlesungen. Das Vorphysikum, bei dem man die naturwissenschaftlichen Prüfungen nach 2 – 3 Semestern vorwegnehmen konnte, war zu unserer Zeit gerade abgeschafft worden. So mussten wir im Physikum alle Fächer innerhalb einer Woche ablegen, das waren 2 Prüfungen täglich. Als Studenten hätten wir schriftliche Prüfungen lieber gesehen, denn nicht jeder ist ein ruhiger Prüfungstyp und nicht jeder Professor ein geschickter Prüfer. Bei den studentischen Kolleginnen – zur damaligen Zeit gab es nur wenige – kursierte ein Skript mit Notizen wie beispielsweise „bei Prof. X Lippenstift empfohlen, bei Prof. Y auf keinen Fall“. Die klinischen Semester verliefen in Mainz eigentlich ohne Besonderheiten. Obwohl das „Städtische Krankenhaus“, noch lange Jahre in Mainz das „Städtische“ genannt, erst bei der Wiederbegründung der Universität zur Universitätsklinik erhoben worden war, hatte diese damals schon einen sehr guten Ruf und war mit ausgezeichneten Lehrkräften besetzt: Innere Medizin mit den Prof. Voigt und Duesberg, Chirurgie mit Prof. Brand, Pathologie mit Prof. Klinge, Hygiene und Bakteriologie mit Prof. Kliewe, Frauenheilkunde und Geburtshilfe mit Prof. Schwalm, Haut mit Prof. Keining, Augenheilkunde mit den Prof. Jess und Wagner, Psychiatrie mit Prof. Kranz, Gerichtsmedizin mit Prof. Wagner, Hals-Nasen-Ohren mit Prof. Leicher. Oberärzte mit teilweise sehr gutem Vortrag waren die Prof. Burkhard, Gros und Friedberg. Besonders interessante Persönlichkeiten, aber im Staatsexamen gefürchtet waren Prof. Kschinsky (Pharmakologie) und Prof. Köttgen (Kinderheilkunde). Etwas Pech hatte ich mit meiner Doktorarbeit. Mein Doktorvater, den ich auf Empfehlung meines späteren Schwiegervaters gewählt hatte, überredete mich zu einer experimentellen, viel Zeit kostenden Arbeit. Die zu untersuchenden Leberkranken wurden oft sofort von der Klinik in Sanatorien oder in Versorgungskuranstalten (Spätheimkehrer aus der Gefangenschaft) verlegt und waren dann bisweilen nicht mehr erreichbar.

Da mein Vater CVer war, versuchte ich schon im ersten Semester entsprechende Kontakte zu Verbindungen zu knüpfen. Schließlich entschied ich mich für die CV-Verbindung Rhenania-Moguntia, wo ich dann auch mehrere Chargen bekleidete. Das Verbindungsleben war damals weit entfernt von der vielbesungenen Burschenherrlichkeit. Farben durften in der Öffentlichkeit nicht getragen werden und die große Mehrheit der Studenten lehnte die Verbindungen, auch die katholischen und insbesondere die farbentragenden, als reaktionär ab. Da es in Mainz keine studentische Tradition gab, hatten wir keine Unterstützung durch die Bevölkerung. Verbindungshäuser gab es nicht und wir mussten in der noch schwer zerstörten Stadt die Räume für Veranstaltungen oft wechseln. Den Unterschied eines Verbindungslebens konnte ich erkennen, als ich nach dem Physikum ein Semester in Bonn verbrachte und dort Gast bei der CV-Verbindung Bavaria war mit einem schönen Verbindungshaus und einem Hausmeister-ehepaar, das, dank einer spendefreudigen Altherrenschaft, mit täglichem Mittagessen für das Wohl der Studenten sorgte.

Trotzdem habe ich die Studentenzeit in Mainz genossen. Man lebte in einer Zeit des Aufbaues nach dem Krieg und freute sich über jede auch noch so kleine Verbesserung. Da unsere Eltern unser Studium bezahlen mussten, sahen wir uns auch in der Verpflichtung dem gerecht zu werden. Nur weil ich bereits 1953 eine Mainzer Jurastudentin kennen lernte, die heute meine Frau ist, habe ich auch den Rest meines Studiums in Mainz absolviert.